



2016! Zeit, sich neu zu ordnen.
Welche Dinge sollen Sie
begleiten – und welche nicht?

Von
**Hartmut
Rosa**



Hartmut Rosa ist Professor für Soziologie an der Universität Jena und Direktor des Max-Weber-Kollegs der Universität Erfurt. Im März 2016 erscheint Rosas neues Buch „Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung“ bei Suhrkamp

Gerade jetzt nach Weihnachten, wenn wir wieder einmal feststellen, dass wir keinen Platz mehr haben im Kleiderschrank, im Bücherregal, im Werkzeugkeller, drängt sich die Frage auf: Was sollen wir bewahren, was wegwerfen? Welche Geschenke können gleich in den Müll, welche Weihnachtskarte wollen wir beantworten? Die Idee des Bewahrens hat in der spätmodernen Gesellschaft einen geradezu sakralen Charakter gewonnen. Bewahren wollen wir – neben Gletschern, Säbelzähntigern und Wäldern – auch Dinge, die mit unserer Geschichte verknüpft sind: den alten Stadtkern aus dem Mittelalter ebenso wie die Nähmaschine der Oma. Wer klug ist, bewahrt auf, was er oder sie sich zu eigen gemacht hat – das, an dem die Erinnerung und damit die Identität hängt. Aber woran hängt sie? Spätmoderne Wohlstandsgesellschaften sind Wegwerfgesellschaften. Daher stellt das Bewahren eines Dinges einen bewussten Akt der Entscheidung für das Herausheben aus dem Strom des permanenten Preisgebens dar. Durch ihn wird das, was aufbewahrt wird, ethisch „aufgeladen“, sakralisiert. Das Bewahrte wird überhöht, aus der alltäglichen Ordnung in ein überzeitliches Reich transferiert.

Kann das weg?



Das war nicht immer so, ganz im Gegenteil. In vielen vor- oder außermöglichen Kulturen verhält es sich gerade umgekehrt: Der alltägliche Umgang mit den Dingen besteht darin, sie zu erhalten, zu reparieren und, falls sie doch kaputtgehen, durch identische Reproduktion wiederherzustellen. Das Preisgeben einer Sache dagegen trägt oft den Charakter einer außeralltäglichen, sakralen Handlung. Die wertvollsten Dinge, zum Beispiel Waffen, Masttiere oder auch Schmuck, werden als Motivgaben zum Opfer gebracht oder als Grabbeigaben den Ahnen übergeben, oder, wie in den berühmten Potlatch-Zeremonien der nordamerikanischen Indianer, mitunter sogar zerstört. Die Ehrfurcht vor den Dingen zeigt sich in all diesen Praktiken, scheinbar paradox, in ihrer Preisgabe, während der Versuch des Bewahrens den alltäglichen Umgang bestimmt.

An dieser eigentümlichen Umkehrung des Bedeutungsverhältnisses von Bewahren und Preisgeben lässt sich erkennen, dass der Wert, den Dinge für uns haben, weniger in ihnen selbst liegt als vielmehr in den Beziehungen, die

sie zu stiften vermögen: Die Grabbeigaben stiften Beziehungen zu unseren Ahnen, die Motivgaben ebensolche zu den Göttern und die preisgegebenen Schätze beim Potlatch stiften soziale Beziehungen – ganz ebenso wie ein Buch eine Beziehung zur Literatur, eine Schallplatte eine Resonanzachse zur Musik und ein Kleidungsstück eine Beziehung zum eigenen Körper zu stiften vermag.

„Ich behaupte, dass wir in vielerlei Hinsicht ein Produkt der Dinge sind“, bemerkt deshalb der britische Ethnologe Daniel Miller. Daher gerät nicht nur unser Dingverhältnis, sondern auch unser Selbst- und Weltverhältnis in Schwierigkeiten, wenn weder die bewahrten noch die preisgegebenen Dinge solche lebendigen Beziehungen zu stiften vermögen, weil sie austauschbar geworden sind und weil wir ihnen keine Zeit gegeben haben, zu sprechenden Dingen zu werden: „Aus den Dingen schwindet die Wärme. Die Gegenstände des täglichen Gebrauchs stoßen den Menschen sacht, aber beharrlich von sich ab“, beobachtet schon Walter Benjamin im Blick auf die moderne Kultur. Kann es sein, dass die Schwierigkeiten der Spätmoderne, das Bewahrenswerte vom Veränderungsbedürftigen zu unterscheiden, hier ihren Ursprung haben?